

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Am toten See.

Roman von Robert Kohlrath.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Gewiß, Herr Baron, gewiß. Der Wahrheit sollen wir überall die Ehre geben. Ich weiß nur nicht, — wenn ich mir überlege —“

„Dabei ist doch weiter nichts zu überlegen. Haben Sie der Frau Baronin das Papier ausgehändigt oder nicht? Ja oder nein.“

„Ja — ich glaube — ja, sie hat das Papier dort behalten.“

„Und ich denke, — Sie sagten mir damals, mein verstorbener Vetter hätte Ihnen eine Belohnung in Geld für dieses Schriftstück versprochen gehabt, — ich denke, seine Witwe hat im Sinne ihres verstorbenen Mannes gehandelt und Ihnen ausgezahlt, was er Ihnen zugebacht hatte.“

„Ich weiß nicht — ich kann es wirklich nicht sagen — ich habe ein so schlechtes Gedächtnis für irdische Dinge.“

„Können Sie dem Gedächtnis nicht nachhelfen? Schreiben Sie die Ausgaben und Einnahmen für Ihr Leben nicht an?“

„Allerdings, Herr Baron — ja, das ist wirklich so. Man soll doch Ordnung halten in allen Dingen.“

„Nun, da sehen Sie einmal nach diesen Aufzeichnungen.“

„Ja, das könnte ich tun — wenn der Herr Baron es nun einmal wünschen — ich muß nur suchen — ja, da ist das Buch.“

Sie hatte die Schublade des Tisches, an dem sie saßen, ausgezogen und ein abgegriffenes, blaues Oktavheft hervorgeholt. In diesem begann sie mit Umständlichkeit in ihrer langsamen, zaubernen Art umherzusuchen, um endlich auf einem Blatte Halt zu machen und zu sagen: „Ja, die Frau Baronin hat mir wirklich etwas geschenkt. Nicht etwa, daß ich es verlangt hätte, das liegt mir fern — aber sie hat mir fünfundsanzig Mark als Belohnung angeboten, und ich habe mich für berechtigt gehalten, sie anzunehmen.“

„Ich hoffe, Sie werden auch von mir ein Geschenk annehmen. Wenn Sie mir genaue, zuverlässige Mitteilung über den Inhalt jenes Schriftstückes machen können, gehört Ihnen dieser Hundertmarkschein.“

Er hatte einen blauen Schein hervorgezogen und ihn verlockend im Lichte der Lampe ausgebreitet. Als nächste Wirkung zeigte sich ein aufgeregtes Zucken in der nahe dabei auf dem Tisch ruhenden Hand der Barbara Zinsmeister; auch bekamen ihre blassen Augen einen dunkleren Glanz. Aber sie sagte: „Das wäre ja viel zu viel für mich, Herr Baron, auch wenn ich dem Herrn Baron wirklich die gewünschte Mitteilung machen könnte.“

„Nun also die Hauptfrage: kennen Sie das Schriftstück und seinen Inhalt?“

Mit ihrem ständigen Widerstreben gegen die deutliche, bestimmte Aussage zauderte sie auch jetzt noch ein wenig, als wenn sie sich die Sache zuvor genauer überlegen müßte. Dann aber gab sie langsam zu: „Ja, Herr Baron — ich glaube, daß ich das ruhig sagen darf. Denn mir war die Schrift ja doch gerade deshalb übergeben worden, damit ich den Inhalt kennen lernen sollte.“

„Gut. Und nun meine zweite Hauptfrage: handelt sich in dem Schriftstück um meinen Vetter, den ermordeten Baron Bassow?“

Diesmal antwortete sie überraschend schnell. „Nein, Herr Baron, um den verstorbenen Herrn Baron handelt sich in keiner Weise darin. Er wird in der Schrift überhaupt mit keinem Wort erwähnt.“

Bassow fühlte sich sehr enttäuscht; mit Mühe zwang er sich äußerlich zur Ruhe. „Ja, wie stimmt denn das mit Ihrer früheren Mitteilung, er hätte gern das Schriftstück haben wollen?“

„Ja, Herr Baron, ich weiß das wirklich nicht. Aber es lag ihm viel daran — offenbar sehr viel. Weil ich ihm das Schriftstück nicht gleich geben konnte, war er sehr ungehalten damals. Ich hatte nämlich eine so lange auswärtige Pflege gehabt, daß ich meine Wohnung hier aufgegeben und alle meine Sachen mitgenommen hatte — und sie waren noch unterwegs — mit Fracht, weil das billiger ist. Ja, ihm lag viel daran.“ Ihre Augen besteteten sich wieder auf den Hundertmarkschein, als wenn sie fürchtete, daß er in die Tasche des Besuchers zurückkehren könnte.

„Aber zum Teufel — pardon, das Fluchen ist hier wohl nicht erlaubt — sagen Sie mir doch endlich um alles in der Welt, von wem das Schriftstück denn eigentlich handelt?“

„Das — ach Herr Baron, ich verstehe mich so schlecht aufs Erzählen — ich glaube, das würden der Herr Baron selbst am besten sehen.“

„Ja, wenn ich's in Händen hätte, natürlich! Aber die Frau Baronin will ich, wie schon gesagt, nicht fragen, und —“

„Das wäre wohl eigentlich nicht nötig.“

„Wieso?“

Schwester Barbara hatte wieder ungewöhnlich rasch gesprochen, jetzt aber zauderte sie dafür um so länger und rieb sich in Verlegenheit oder Unentslossenheit die Hände an ihrem Kleide. Schließlich sagte sie dann doch: „Es gibt ja noch ein anderes Exemplar.“

„Ein zweites Exemplar existiert noch?“ fragte Bassow überrascht die Schwester Barbara. „Und haben Sie das in Händen?“

„Es ist ja doch nichts Unrechtes, was ich getan habe, nicht wahr? Ich habe mir nämlich eine Abschrift davon gemacht — damals, ehe ich das andere zu der Frau Baronin getragen habe. Das Schriftstück mußte doch eine besondere Bedeutung haben, sagte ich mir, und ich dachte: besser ist besser.“ Sie holte ein Papier aus der Schublade hervor,

„Der Hundertmarkschein ist Ihr Eigentum. Ich danke Ihnen, Schwester Barbara.“

Sie trat ganz nahe an den Tisch, magnetisch angezogen von dem blauen Schein; aber sie zierte sich noch ein wenig. „Ach, Herr Baron, das ist ja viel zu viel. Ich weiß gar nicht, ob Ihnen die Schrift irgendwie dienen kann. Sie war doch nun einmal geisteskrank.“

„Geisteskrank — wer?“

„Das heißt, nicht eigentlich geisteskrank. Sie war in keiner Anstalt und konnte frei herumgehen. Es genügte, daß eine Pflegerin bei ihr war, und so bin ich denn zu ihr gekommen.“

„Sie sprechen von der Verfasserin dieser Aufzeichnungen, nicht wahr? Sagen Sie mir nun endlich, um wen sich's handelt, und wie sie hieß.“

„Ja, das will ich gern tun, Herr Baron,“ sagte Schwester Barbara und schob, während Baffow einen ernsten, flüchtigen Blick auf die auseinandergefalteten Papiere warf, den Hundertmarkschein behutsam in ihre Kleidertasche. „Sie hieß Eugenie Neubed und war die Tochter von einem reichen Inossfabrikanten in Augsburg. Das heißt, ihr Vater war schon lange tot, und sie selbst war ja damals auch nicht mehr jung. Sie sagte zu mir, sie wäre achtundvierzig, aber wie sie starb, kam es heraus, daß sie acht Jahre zu wenig angegeben hatte. Aber das ist ja auch einerlei. Und sie lebte seit ihrer Jugend in Augsburg, und so hat sie dort auch den Herrn von Breitenbach kennen gelernt.“

„Ueberrascht schaute Baffow sie an. „Breitenbach, — meinen jetzigen Gutsnachbar? Um den handelt sich's? Wie kam er nach Augsburg?“

„Seit Schwester Barbara im Besitz des Geldes war, hatte ihr Wesen viel von seiner zaubernden Langsamkeit verloren. Sie gab in einer scheinbar gleichgültigen, aber nicht mehr so stockenden Weise die gewünschte Auskunft.“

„Ja, derselbe. Wenn er nämlich Erich mit Vornamen heißt. Er hatte damals ein Gut in der Nähe von Augsburg, kam aber häufig in die Stadt. Und so hat sie denn seine Bekanntschaft gemacht.“

„Und — sagen Sie mir — in welchen Beziehungen standen die beiden zueinander?“

„Das kann ich dem Herrn Baron so ganz genau nicht sagen. Ich weiß nur, daß das Fräulein Neubed so gut wie keinen andern Gedanken hatte, als ihn. So wütend sie damals auch war. Aber wenn ich es aussprechen dürfte, so würde ich sagen, daß die Liebe zu ihm sie verrückt gemacht hatte, — wenn man von Verrücktheit bei ihr sprechen wollte.“

„Sie scheinen sie nicht dafür angesehen zu haben. Das kann von Wichtigkeit sein. Halten Sie für zuverlässig und glaubhaft, was hier aufgezeichnet steht?“

„Der Herr Baron fragen mich zu viel. Sie war zuweilen klar, zuweilen verwirrt. Und das Gericht hat sie ja nicht für glaubhaft gehalten.“

„Das Gericht? Ist es zwischen den beiden zu einer Verhandlung vor Gericht gekommen?“

„Ja, gewiß. Das war es doch gerade, was das Fräulein so furchtbar aufregte, und weshalb sie auch das hier niedergeschrieben hat. Es ist ja keine Kleinigkeit, so als Bittnerin vor der Welt dazustehen, und eine hübsche Summe Geld war es auch.“

„Handelte sich's um Geld?“

„Natürlich; sie behauptete doch, sie hätte ihm das Geld gegeben, geliehen oder geschenkt, wenn er sie heiraten würde, — und wie er da nun den Eid leistete, daß er das Geld niemals bekommen hätte —“

„Das hat er getan?“

„Freilich. Da hat es ihr einen furchtbaren Stoß gegeben, und sie ist so geworden, wie sie bis an ihr Ende geblieben ist. Lange hat es ja nicht mehr gedauert; ich bin nur noch fünf Monate bei ihr gewesen, dann ist sie gestorben.“

„Und ist er, — ist Herr von Breitenbach noch einmal bei ihr gewesen?“

„O nein! Es war eine bittere Feindschaft zwischen ihnen. Und so traurig es für mich ist, es aussprechen zu müssen: Das Fräulein ist mit einem Fluch auf den Lippen gegen ihn hinübergegangen. Gott verzeih ihr die Sünde!“

„Und wie lange ist das alles her, Schwester Barbara?“

„Ach, schon lange, Herr Baron. Das muß ich erst einmal nachrechnen, — ja, über acht Jahre muß es jetzt her sein.“

Baffow überlegte noch einen Augenblick. Dann machte

er sich auf den Weg, während Barbara mit ihrer Lampe oben am Treppengeländer stand und einen Lichtschein hinunterfandte in das kohlblutende Treppenhaus. Durcheinanderstießende Gedanken bedrängten ihn, die Papiere branten ihm auf der Brust. Er hielt seine Hand auf sie gepreßt, während er im Automobil, das ihn erwartete, zurückfuhr zum Hotel. Hier ging er gleich auf sein Zimmer, ließ eine Flasche Wein kommen, rückte sich den Tisch unter die Glühlichter des Kronleuchters.

„Der Wahrheit die Ehre in Ewigkeit — Amen,“ so begann die Schrift, um dann fortzufahren:

„Ich weiß, daß ich nicht lange mehr leben werde. Gott hat es gewollt, — hat es gewollt, — hat es gewollt. O, wenn ich doch alle Leute zu mir hereinrufen könnte, die behaupten, es gäbe keine gebrochenen Herzen mehr. Wenn ich mir doch die Brust aufreißen könnte und ihnen zeigen, wie das Herz in ihr aussieht — zerbrochen, zertreten, zerissen, — rissen, — rissen, — rissen, — Amen.“

Dies ist mein Testament, aber ich vermache nur einem etwas in ihm, und ich vermache nur eins. Meinen Fluch!!! Meinen dreimal betruzigten, dreimal gesegneten Fluch. Dir gehört er in Ewigkeit, Dir, Erich von Breitenbach. Dem Du bist ein Hund, ein Raubtier, ein Hund! Ich weiß, und ich lade Dich auf den jüngsten Tag vor den Richterstuhl des Allmächtigen und Ewigen. Weil die Gerichte der Erde von Toren und Blinden verwaltet werden, die nicht sehen können, was Wahrheit und Irrtum ist. Und ich werde vor ihn hintreten in meinem weißen, — weißen, — weißen Sterbelleid, und werde meine Hand erheben gegen Dich und werde sagen: da steht er, der größte Verbrecher von allen. Vergib den Mördern, Herr, aber vergib diesem nicht. Er ist gekommen und hat mir seine Not geklagt und hat mich gebeten, ich soll ihm helfen. Und ich habe geholfen und habe ihm gegeben, mehr als ich hätte geben dürfen. Er aber hat mich geküßt, — o, wie diese Küsse noch heute auf meinen Lippen brennen, — wie sie brennen, brennen in Ewigkeit! Sie sind aus der Hölle gewesen, diese Küsse, darum brennen sie so! Und er hat mir gesagt, er will kommen und mich heiraten, wenn die Rosen blühen. Aber die Rosen haben geblüht und sind verwelkt, und er ist nicht gekommen. Und ich vermache ihm darum diesen dreimal gesegneten Fluch. Amen.

Und nun kommt das Vergste, — hör' es, Allmächtiger! Meineid, Meineid im fürchterlichsten Grad! Ich habe die Stelle bei William Shakespeare wieder und wieder gelesen, und das Buch ist abgegriffen von meinen Händen, und das Blatt ist vergilbt von meinen Tränen. Meineid, Meineid im fürchterlichsten Grad! Wie ich gesehen habe, daß er mir sein Wort nicht hält und mir auch nicht zurückgibt, was mein Recht zu holen. Er aber ist hingegangen, — dieser Wortbrüchige, dieser Verräter, dieser Hund! — und hat geschworen, — geschworen, — geschworen! Daß ich ihm niemals das Geld gegeben hätte, das ich zurückforderte. Und sie haben ihm geglaubt und haben mich abgewiesen. Ich aber sage und werde sagen bis an meinen Tod: es war Meineid, — Meineid, — Meineid im fürchterlichsten Grade!

Erich von Breitenbach, Dir vermache ich meinen Fluch, meinen hundertfachen, hundertmal betruzigten Fluch! Gott möge seine Hand von Dir abziehen und möge Dich dem Teufel überantworten, zu dem Du gehörst, und er möge Dich martern, — martern, martern mit glühenden Spießen in Ewigkeit! Amen.“

Baffow sprang empor; es duldete ihn jetzt nicht mehr auf seinem Sitz. Mit großen, gleichmäßigen Schritten begann er im Zimmer auf und nieder zu gehen, den Kopf gesenkt und seine Blide unverwandt auf den Teppich des Fußbodens gerichtet. Das alles, was er eben gelesen und gedacht hatte, stand ja nur indirekt in Beziehung zu seinen eigenen Forschungen und Zielen. Aber da war etwas anderes, Bedeutameres. Der verstorbene Better hatte sich Mühe gegeben, diese Aufzeichnungen der Toten in seinen Besitz zu bringen, hatte die Krankenpflegerin aufgesucht und ihr Geld geboten. Das war's! Weshalb dieser Wunsch, ein Schriftstück zu besitzen, das Breitenbach kompromittierte? Ihn, der vor der Welt immer sein Freund geschienen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gleichgewicht.

Von Max Prell.

(Nachdruck verboten.)

Die letzte Fackel wurde um die Ecke geschwenkt, und in demselben Augenblick war es dunkel und alltäglich in der stillen, vornehmen Straße des Villenviertels. Der warme, etwas heisende Geruch der brennenden Fackeln blieb wohl noch eine Weile in der Luft, stockte und klebte sich an die Mauern der Häuser, aber der Duft der Gärten, der den Atem der Erde trug und die Herbheit des Herbstes, strich kühl und scharf durch die Straße; schaffte gleichsam Ordnung und Ruhe nach all den aufgeregten Festlichkeiten, die gar nicht zu der stadtabgetriebenen, völlig leidenschaftslosen Einörmigkeit der Gegend passen wollten.

Professor Christian Dufader sah zwei, drei Herzschläge lang durch die Fensterscheiben seines Arbeitszimmers. Sie waren mit einem leichten Schleier beschlagen und täuschten den Blick so, als ob er ins Endlose ginge, das keine Ufer hat. Gerade noch das letzte zudende und glofende Winken der allerletzten Fackel konnte er auffangen. Und ein paar verronnene, eilige, hastige Küsse kamen aus der Straße; zergingen im leichten Nebel der frühen Nacht. Professor Dufader ließ den leicht geläuteten Vorhang über die Scheiben fallen und ging mit erregten Schritten in die Tiefe seines Zimmers zurück. Es war ein großer Tag, ja, das ließ sich wohl nicht leugnen. Da waren eben die Studenten gewesen. Sie hatten ihm einen Fackelzug bereitet und das Gaudeamus gesungen, und ihr Sprecher war in die Wohnung des Professors gekommen und hatte mit hochgeröteten Wangen eine Ansprache gehalten: „Hierdie der Wissenschaft... besenerndes Vorbild der studierenden Jugend... Weisheit der Menschheit... siegreicher Ueberwinder des Todes...“ Gelöbniß, immer nach seinen Intentionen zu wirken... „Ja, ja, der Sprecher hatte das alles mit soviel trunkenen Augenblicke gesagt, und unten schwenkten sie glühende Fackeln, und begeisterter Zuruf brachte die stille, vornehme Straße ganz aus ihrer Ordnung, so wie der Professor gewissermaßen das ganze menschliche Leben aus seiner geordneten Ordnung gehoben hatte. So stand es wenigstens in der Adresse der Universität, die nun hier auf dem Schreibtisch des Arbeitszimmers lag und das monumental einfache Widmungsblatt in den feinen, grüngoldenen Rahmen spannte. Allerdings: Die Ordnung des Glends war gestört. Krieg dem Tod! Triumph dem Leben!

Der Professor atmete tief auf. Der erste, befreite Atemzug nach jahrelangem Forchten und Mühen, nach zitterndem Hoffen und qualendem Bangen. Es gehörte viel fester Glaube an sich selbst dazu, die Idee, die große, erlösende Idee über alle Widerstände, über alle Enttäuschungen mit hingebungsvoller Treue und unbeugbarer Entschlossenheit durchzuführen. Nun war das Wunderbare erreicht. Christian Dufader hatte die Geschichte des Menschengeschlechts in zwei Teile zerschnitten: in eine Jahrtausende lange Zeit, die mit den Verheerungen einer schweren Seuche heimfuchte, und in ein goldenes Zeitalter, das sich reich und gesegnet in die Zukunft hinbreitete, da es diese Seuche kaum mehr kannte und ein kraftvolles Geschlecht auf seinem hohen Boden versprach. Eine Siegesfreude ungleichmäßig rötete das Gesicht des Gelehrten, der all sein Lebenlang abseits vom Alltag und seinen lärmenden Neugierlichkeiten gegangen war. Erst die Schuldigungen, die ihm die Welt darbrachte, ließen ihn ein Ohr der berebten Wirklichkeit öffnen. Erst jetzt erwachte er aus dem Forschertraum und sah seinen Morgen von einer holden Gewißheit erhellt. Er hatte dem adernenden Tode ein unendliches Gebiet abgegraben, in dem nun das Leben pflügte, neue Keime säte und einer herrlichen Ernte entgegenging. All die dumpfen Stimmen, die noch von Vorbüternzeiten her in dem Blut der Geschlechter rumorteten, konnten nie mehr höhnisch aufschauen. Eine Seuche war in ihrer Kraft gebrochen, aus der Glendtafel des Menschengeschlechts gelöscht. Eine einjige, große, göttliche Gebärde war es, mit der Christian Dufader das Werk seines Lebens nun vor seine froh belebten Augen rückte und wie aus einem Evangelium die ersten Worte las: „Im Anfang war das Leid.“ Und jene letzten Worte: „In der Zukunft ist das Leben.“ So begann und so schloß das Werk, die nüchternen, strengen wissenschaftliche Arbeit, erhöht nur durch diese beiden Sätze, die wie eine Legende klangen. In menschlicher Ergriffenheit verfolgte der Forscher jede Phase dieses Kampfes. Eine kleine, wehmütige Furche grub sich in seine Stirn: hatte er nicht das Leben über diesem Werk versäumt? War er nicht diesem seinem Leben schuldig gewesen, es zu leben und nicht um des Werkes willen beiseite zu stellen? Einsam stand er nun auf der Höhe seiner Tage: der ganzen Menschheit hatte er ein Geschenk gemacht, aber mit ihm erlosch sein Name. Sein Werk fand Erben in alle Ewigkeit, aber er selbst, sein Blut erlosch mit ihm; es war kein Sohn da, der vom Vater das gereinigte Blut eines neuen Geschlechtes empfang. Wie eine Schuld wachte diese Erkenntnis an sein Herz. Und die verwegene Gebärde des Ueberwinders schien ihm klein und verzerrt. Denn er hatte sie mit Einsamkeit erkauf, mit der Blüchervergeßlichkeit gegen das eigene Leben. Wunderbar erschien ihm dieser Zusammenhang: die Menschheit von einer Geißel befreit zu haben und darüber selbst tot geworden zu sein.

Alle Worte, die heute hier gesprochen worden waren, fanden in der Stille der steigenden Nacht plötzlich ein spätes Echo, alle

Dichter, alle Farben, all die feilliche Unruhe des Tages wurde noch einmal lebendig, die Musik des Dankes hatte ein paar Triller in das ernste Zimmer gestreut, die aus den Ecken krochen und noch ein wenig musizierten. Ein sonderbares Gefühl der Schwäche zwang den Professor Christian Dufader in seinen Lehnsstuhl, in dem er viele hunderte Nächte durchwacht hatte. Und es zwang seinen Blick nach der Tür des Laboratoriums, wo sich mit einmahl ein seltsames Geschehnis begab. Die Tür stand halb geöffnet und ließ den chemischen Ofen, die Stellagen mit Flaschen und Grouvetten in einem ganz unbestimmten Schimmer wie entseelte Silhouetten erkennen. Dem Professor war es, als ob sich aus den Retorten, in denen er jahrelang das Präparat gemengt hatte, über das nun eine ganze Menschheit jubelte, als ob aus diesen feiernden Retorten selbst eine menschliche Gestalt stiege, die schwankte, wuchs, sich zu greifbarer Persönlichkeit verdichtete und eilends auf ihn zukam. Christian Dufader lächelte verlegen: „Sollten die Aufregungen des Tages...? Offenbar ein wenig Fieber.“ Er griff nach seinem Pulse. „Natürlich, arg beschleunigt... etwas Aspirin und einen heißen Grog.“ Er wollte eben dem Diener klingeln, als er die Tür des Laboratoriums deutlich knarren hörte; und auch ein gläsernes Tönen vernahm er; so war es, wie wenn seine Retorten nach hitzigen Gemengen sich verköhlten. Die Portiere vor dem Laboratorium schien sich wie von selbst zu raffen, und nun trat unzweifelhaft ein Herr in das Studierzimmer des Gelehrten. Soweit das gedämpfte Licht es zuließ, konnte man in seinen Zügen ein leises und hochmütiges Lächeln erkennen.

Der Professor war aufs Feinste überrascht: „Das ist aber denn doch höchst merkwürdig... höchst sonderbar.“ „Allerdings höchst merkwürdig, verehrter Herr Kollege, höchst sonderbar, das sie, Herr Professor, das Glück hatten, durch Ihre wunderbare Entdeckung, durch die geradezu märchenhafte Heilkraft Ihres eminent bakteriziden Präparats der gesamten Menschheit einen so außerordentlichen Dienst zu leisten. Wer hätte das auch gedacht, vor zweihundert Jahren noch eine fürchterliche Krankheit, und nun kommt Professor Christian Dufader und bricht gleichsam über Nacht ihre Virulenz, immunisiert die Gegenwart und die Zukunft gegen eine schreckliche Plage, erklärt mit ein paar kleinen, wasserhellen Pipetten dem Tod den Krieg. Wirklich höchst wunderbar, wirklich höchst sonderbar... Ich bin auch gekommen, Ihnen, verehrter Meister, meine aufrichtigsten Glückwünsche zu sagen.“

„Ja, aber gestatten Sie...“

„Ach so. Natürlich, ich unterließ es ganz, mich Ihnen vorzustellen. Eine Unart, ganz gewiß eine gesellschaftliche Unart, aber Sie müssen entschuldigen, ich bin so sehr daran gewöhnt, daß mich die Leute schon kennen, wenn ich sie besuche. Da vergaß ich eben. Ich bin nämlich Ihr Kollege, Herr Professor, auch Arzt, sogar ein vielbeschäftigter. Kann mich rühmen, recht viele Patienten zu haben; so, na warten Sie mal, so etliche Millionen alle Jahre.“

„Ihre kollegiale Anteilnahme ehrt mich gewiß, Herr Doktor, aber ich begreife wirklich nicht...“

„Wie ich hier hereinkam, meinen Sie? Sehr einfach, ich sah in jener hübschen, bläulich angelautenen Retorte und wartete, bis Sie ungehört sein würden. Sie müssen nämlich wissen, schon wie Sie an Ihrem Präparat herumexperimentierten, sah ich in der kleinen Retorte. Sie haben es mir verdammt heiß gemacht mitunter und besonders den Geschmack von Urten konnte ich in das Leben hinein nicht vertragen. Aber schließlich, man sagt sich halt. Es war sicher recht ungemütlich in dieser engen Wohnung. Aber es interessiert mich zu sehr, wie Sie, so ganz von Ihrer Idee erfüllt, am Leben vorbeigingen; all die vielen Jahre. Ich würde direkt ihr Freund, Herr Kollege. Ja, wenn Sie sich nur ein wenig um das Leben gekümmert hätten, mir wäre die Geschichte langweilig geworden. Aber so brachte Sie mir eigentlich jeder Tag näher. Ich danke Ihnen für so viel Anhänglichkeit.“

Professor Christian Dufader griff sich an den Kopf. Vernunft und Fieber stießen hart aneinander in seinem schmerzenden Gehirn.

Der andere aber steigerte sein Lächeln, das so kühl und überlegen war, zu einem grausamen Lächeln: „Weil wir nun schon einmal gute Freunde sind, verehrter Herr Kollege, möchte ich Ihnen nicht gern eine Tatsache verschweigen, die Sie im Forscherleibe übersehen zu haben scheinen. O, verzeihen Sie, wenn ich, der einfache Arzt, Sie den berühmten Gelehrten, unterrichte. Sehen Sie, das ist nun einmal so: Die Welt braucht ihr Gleichgewicht. Braucht ihre Krankheiten und ihre Kriege, wie sie das Leben braucht. Man darf diese gute Welt um heides nicht betrüben wollen. Schön, Sie haben eine viel verbreitete Seuche, die großes Unheil stiftete, aus der Welt gebannt. Auch vor Ihnen hat man es erlebt, daß Krankheiten verschwinden sind, plötzlich, so wie sie vor Jahrhunderten gekommen waren. Die Welt braucht ihr Gleichgewicht. Wer sagt Ihnen, allerweisester Herr Professor, daß Sie die Rolle des Eroberers und des Besizers nicht nur einen Reinen, armenigen Augenblick lang werden spielen dürfen? Wer, daß nicht eine neue Krankheit schon an der Türe der Menschheit klopfte? Eine Krankheit, die noch keinen Namen hat, als deren erstes Opfer vielleicht der Eroberer, der Besizer der alten Seuche fällt? Eine Krankheit, deren Symptome mit einem Gefühl der Schwäche und mit einer eigentümlichen Kälte im Herzen beginnen? Wer sagt Ihnen das, Herr Professor? Die Welt will ihr Gleichgewicht. Auf Wiedersehen, Herr Kollege.“

Damit zog sich der andere wieder in das Laboratorium zurück. Christian Dufader war zu schwach, ihm zu folgen. Ein Gefühl hilfloser Schwäche machte ihn ohnmächtig und eine eigentümliche Kälte in der Gegend des Herzens ließ ihn frösteln.

Er konnte noch den Diener rufen und nach einem feinen Assistenten schicken. Diefem trug er auf, gewissenhaft Blutproben vorzunehmen. Dann steigerte sich sein Fieber zusehends. Und am siebenten Tage war Christian Dufader, der Eroberer und Besieger, tot. Denn die Welt will ihr Gleichgewicht.

Die Kerze stand vor einem Rätzel. Zumal sich die Erkrankung, der Professor Dufader erlegen war, erschreckend wiederholte. Ein neuer Bezwinger ist wohl daran, ihr Gift zu brechen. Er arbeitet Tag und Nacht in seinem Laboratorium. In der Retorte aber sieht ihm einer zu.

Vermischtes.

• **Kleingeldmangel im Kriege.** Die bei uns in diesem Kriege hervortretende Kleingeldnot herrschte in noch höherem Maße in dem Unglücksjahr 1806/07. Zu dem belagerten Kolberg, so erzählt der alte Nettelbeck in seiner Lebensbeschreibung, war der Mangel an klingender Scheidemünze so groß geworden, daß der Verkehr der gemeinen Soldaten mit der Bürgerschaft sehr erschwert und die regelmäßige Zahlung der Löhnungen beinahe unmöglich gemacht wurde. Aus dem Metall einer großen zeripungenen Kanone versuchte man, nachdem eine bare Anleihe bei den Bürgern verweigert gewesen war, eine Not- und Belagerungsmünze zu prägen. Aber niemand in der Stadt verstand sich auf dieses Handwerk und es war auch nicht die geringste Prägevorrathung dafür vorhanden. Da war guter Rat teuer. Aber wann hätte der alte Nettelbeck nicht Rat gesucht? Er erinnerte sich, daß er vormals im holländischen Amerika eine Art von Papiergeld, zur Erleichterung des kleinen Verkehrs unter den Pflanzern, im Gange gefunden hatte. Das mußte auch hier gehen. Nettelbecks Vorschlag, ähnliche Münzettel auszugeben, fand Beachtung und wurde durch eine zusammengesetzte Kommission wirklich ausgeführt. Die Billets, von zwei, vier und acht Groschen im Werte und auf der Rückseite durch den Stempel des Königl. Gouvernements-Siegels autorisiert, fanden willigen Eingang, wurden in der Folge eingelöst und viele als Denkzeichen der überstandenen Drangsale innebehalten oder, selbst über ihren Nennwert, als Seltenheiten an zu uns hereingekommene sächsische Offiziere und andere Freunde verkauft.

• **Die billigste Zeitung.** Die Papiernot, die den englischen Zeitungen so viel Kopfzerbrechen macht, läßt einen Mitarbeiter der „Daily Mail“ an eine frühere Art der Nachrichtenvermittlung denken, die zuerst 1893 in Budapest zur Anwendung kam. Die Neuigkeiten wurden bei den Zeitungen in einem Zentralbureau gesammelt und von dort aus telephonisch an die Abonnenten weitergegeben, die für diese mündliche Nachrichtenvermittlung nur etwa 1 Fig. pro Tag zu zahlen hatten.

Büchertisch.

— **Deutsche Feld- und Heimathbücher.** Die Verdienste, die der Rhein-Mainische Verband für Volksbildung sich schon seit Jahren um unsere Friedenskultur erworben hat, sind bekannt genug und bedürfen keines besonderen Lobes mehr, aber er hat in der Kriegszeit sich geradezu selbst übertrifft. In vorbildlicher Weise hat er es verstanden, seine Tätigkeit den veränderten Zeitumständen anzupassen. Ich weise u. a. nur hin auf das „Deutsche Theater in Belgien“, das als Wandertheater für die Stappen- und Fronttruppen schon so Wertvolles zur seelischen Ausspannung und geistigen Erhebung unserer Brüder im Felde geleistet hat. Ich weise hin auf seine Büchererendungen ins Feld. Welcher Liebedienst damit unseren Truppen geleistet wird, dafür geben manche Dankeschreiben, die in dem Verbandsorgan, den „Gemeinnützigen Blättern“, abgedruckt sind, einen geradezu ergreifenden Beweis. Nun hat sich der Verband die weitere wichtige Aufgabe gestellt, eine besondere Sammlung handlicher Heftchen, die „Deutsche Feld- und Heimathbücher“ zu schaffen, die in einer jedem Deutschen zugänglichen Form „die Grundlage für das Verständnis der Kriegsergebnisse nach allen Richtungen bieten wollen“. Sie sehen nur Volksschulkenntnisse voraus; sie wollen nicht einfach Neugierde befriedigen, sondern gebiegenes Wissen in knapper, faßlichster Darstellung bieten. Die erste Gruppe der Heftchen behandelt „Die Naturwissenschaften im Kriege“ (1. Mathematik, 2. Physik, 3. Chemie, 4. Technik im Krieg, 5. Natur und Krieg); die zweite: „Freund und Feind“ (6. Freund und Feind in der Geschichte, 7. Land und Leute unserer Gegner, 8. die Entstehung des Weltkrieges, 9. das deutsche Heer); die dritte: „Die Heimath im Kriege“ (11. die Mobilmachung des Geldes, 12. die Mobilmachung der Landwirtschaft, 13. die der Industrie, 14. Deutschland und der Weltmarkt); die vierte den „Geist der Zeit“ (16. Krieg und Literatur, 17. Krieg und Kunst, 8. Krieg und Kultur). Jedes Heft kostet 40 Fig. (bei Bezug von 10 Exemplaren 35, von 100 Exemplaren 30 Fig.). Sie erscheinen

im Verlage von B. G. Teubner, Leipzig, und sind in jeder Buchhandlung erhältlich. Der Rhein-Main-Verband versendet seinerseits von jedem Heft 1000 Exemplare ins Feld. Es wäre innig zu wünschen, daß dieses Vorbild recht vielfältige Nachahmung fände. Die Heftchen sind wirklich geschickt abgefaßt; sie geben den Soldaten Antwort auf zahlreiche Fragen, die durch die Erlebnisse der Kriegszeit, durch Zeitungslektüre und im Gespräch sich ihnen aufdrängen. Die Heftchen bieten auch eine vortreffliche Unterlage für kleine Vorträge oder Lehrkurse in Stappen, Lazaretten, Genselungsheimen. Sie sind nicht in letzter Linie für „alle denkenden Leute in der Heimath“, auch unsere Jugend bestimmt und wirklich geeignet. Möchten sie die weiteste Verbreitung finden! Möchte aber auch der Verband selbst, in dessen Mitgliederzahl der Krieg schon manche Lücken gerissen hat, neuen Mitglieder zuwachsenden! (Geschäftsstelle: Frankfurt a. M., Paulsplatz 10. Jahresbeitrag für Einzelne mindestens 3 M., für Körperchaften mindestens 10 M.) August Messer.

— **Das literarische Echo.** Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. (Begründet von Dr. Josef Eitlinger. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn.) Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 2. Februarheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: O. Walzel: Schicksale des lyrischen Jchs I; Arthur Eloesser: Kontemplation; Anselma Heine: Votsdam; Ernst Essauer: Rückert-Auswahlen; Rudolf Fürst: Frauenbücher; Fritz Vöhme: Ein Novellenplan Storms. — Echo der Bühnen (Damburg, Bremen, Wien). — Echo der Zeitungen (Romain Rollands Stellung, Richter und Politiker, Die Krankheit des Historismus, Intrigue und Psychologie im Drama, Verschiedenes). — Echo der Zeitschriften (Der neue Merkur, Die neue Rundschau, Die Tat, Die Silse, Der Merker). — Echo des Auslandes (Englischer Brief). — Kurze Anzeigen.

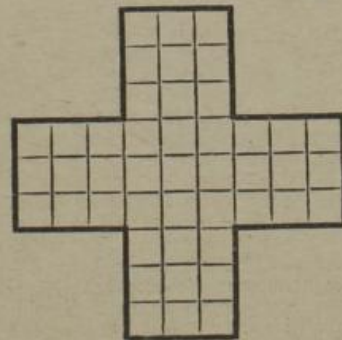
— **Von glänzender Ausstattung und außergewöhnlicher Vielseitigkeit des Inhaltes** ist wieder das soeben erschienene Februarheft der „Kunst“, Monatshefte für freie und angewandte Kunst (Verlag von F. Bruckmann N.-G., München). Berliner, Wiener, Münchener und Darmstädter Künstler und Kunstgewerbetler sind in bunter Abwechslung in diesen Heft vertreten. Da sehen wir eine reiche Auswahl der Malereien und Radierungen des Künstlerpaars Ostar und Cécilie Graf-München, eindrucksvolle Plastiken von Ernst Wendt-Berlin, buntbelebte See-, Strand- und Hafenbilder von Ulrich Häbner-Berlin sowie — teilweise auch die besten Künstler aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts heranziehend — einen Aufsatz über die „Neuere Kriegsmalerei in Oesterreich“ mit Kriegsbildern aus den Kämpfen in Tiro! 1809 und vielen anderen. Gute gediegene Münchener Baukunst lernen wir in den Arbeiten von Eugen Döngl und Karl Söndner kennen, deren Bauten die schönsten Straßen Münchens schmücken. Von besonderem Reiz in Form und Art der Bearbeitung sind die Gläser, Vasen und Dosen nach Entwürfen von E. J. Margold-Darmstadt, und echt österreichischen Phantasie-Reichtum, verbunden mit Eigenart der Formen, zeigen die Villen, Gärten und Inneneinrichtungen von Otto Brutscher-Wien. Als außerordentlich lehrreich und zeitgemäß sei zum Schluß noch der Vortrag von Hermann Muthesius „Heimatkunst und Einheitsform“, den Wiederaufbau kriegszerstörter Ortschaften behandelnd, erwähnt. Tafeln in Mezzotintogravüre, Farbendruck und Mattätzung schmücken das Heft.

— **Während des Weltkriegs.** Skizzen und Novellen einer Frau zur großen Kriegszeit, von E. Käthe König. Verlag von C. E. Weinhold & Söhne, Dresden. Käthe König führt uns hinaus auf die Schlachtfelder, ins Kriegsgetümmel und ins einsame Soldatenquartier. Schicksale, wie sie der Krieg dem Einzelnen und der Geliebtheit schafft, sind in diesem Buche zusammengestellt. Der Preis des brochierten Exemplares beträgt M. 1, des gebundenen Exemplares M. 1.50.

— **O. Jond: „Meine Verschickung nach Sibirien.“** Erinnerungen und Erlebnisse eines Rigaschen Buchhändlers. (J. F. Lehmanns Verlag, München. Preis M. 1.—.)

Kreuzrätsel.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a a b c c d d e e e e e e e g g h h i i i i l l l l o r r r r s s s s s s s s t t u v v berart einzutragen, daß die senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautend folgendes ergeben:



- 1. Römischen Kaiser.
- 2. Einen Handwerker.
- 3. Ort in Oesterreich.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Scherzrätsels in voriger Nummer: Senfpflaster.